



Vergilbte Schandblätter der Justiz.

Von Hans Otto Henel.

Wir sehen täglich, daß unsre Strafrechtspflege noch immer nichts mit der Gerechtigkeit gemein hat, weil ihr Auftraggeber, der heutige Staat, die fundamentalen Erkenntnisse der marxistischen Soziologie ignoriert. Nach dem ehernen Gesetze der Entwicklung wird sich natürlich auch einmal in der Justiz die Wahrheit durchsetzen, daß Verbrechen und Vergehen im Zusammenhange mit den sozialen Verhältnissen stehen und in erster Linie danach gewertet werden müssen. Der Zeitpunkt hängt vom Siege der sozialistischen Gemeinschaftsidee ab. Dann wird aus der Justiz endlich das werden, was zu sein sie bisher unberechtigt vorgab, nämlich ein Organ der sozialen Gerechtigkeit.

Eine von der Geschichtsschreibung der herrschenden Klasse mit Vorliebe gepflegte Lüge ist die, daß im Gegensatz zu unserer heutigen Justiz die des sogenannten Mittelalters besonders grausam gewesen sei. Nun steht es fest, daß unsre modernen Kreuzverhöre, die Gerichtsverfahren, der Strafvollzug in Gefängnissen und Zuchthäusern an Grausamkeit nichts zu wünschen übrig lassen, ja daß sie im Geistigen und Seelischen noch grausamer sind als früher, und daß schon allein die Tatsache einer unverhohlenen Klassenjustiz eine nicht zu überbietende Mafel ist. Und wenn wir uns an die lächerliche Willkür der Historiker halten, die das Mittelalter bis zum Beginne der Reformation rechnen, sehen wir, daß im Mittelalter selbst die Justiz nicht ohne Gerechtigkeitsgefühl war. Der weltliche und der geistliche Adel wußte sich allerdings wie überall, so auch hier, Bevorzugungen zu verschaffen, aber immerhin war die Justiz nicht wirklichkeitsfremd, sondern stand in einem gewissen Zusammenhange mit den sozialen Einsichten jener Zeit. Erst als die Fürsten zu absoluter Macht erstarrten und gleichzeitig in dem Kampfe zwischen der zerfallenden katholischen und den neugewordenen evangelischen Kirchen das Passivum feinen finsternen Zelotengeist politisch ungehemmt auszuwirken begann, erst dann wurde die Justiz barbarisch. Sie entfernte sich mehr und mehr von den Einsichten, die Philosophie und Gesellschaftskritik gewannen, wurde willkürliches Machtmittel in den Händen der herrschenden Oberschicht. Die Stimme des Volkes, die von einem instinktiven Gerech-

tigkeitsgefühl aufgerufen wird, wurde am grünen Tische überhört und die Justiz zu einem Instrumente der Rache und der Abschreckung. Erst nach dem Mittelalter, also nach dem Einsetzen jener Kultur, die von der heute herrschenden Klasse als ein durch sie gewordenes Werk in Anspruch genommen wird, beginnt die gefühllose Grausamkeit in der Justiz. Man soll ihr diesen traurigen Ruhm lassen, denn sie wird an ihm zugrundegehen, aber man soll ihr entgegen treten, wenn sie ihre eigne ungeheure Schande mit der Herabsetzung früherer Epochen zu verdecken sucht. Die Justiz der letzten 400 Jahre, also der Zeit nach dem Mittelalter, hat mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes nichts mehr zu tun, ist ein gelehrt verbrämter und kirchlich beschönigter Strom furchtbarer Barbarei, und die wenigen Beispiele, die man hier auf engem Raume anführen kann, sind lediglich bezugende Stichproben. Man soll dabei das eine nicht vergessen, daß die christlichen Kirchen — die katholische sowohl als die evangelische — der Justiz bei ihren Scheußlichkeiten nicht etwa hindernd in die Arme fielen, sondern ihr helfend assistierten, ja häufig sogar bei der Normierung von Verbrechen und Strafe maßgebend waren.

Als das entsetzlichste muß man wohl die juristisch motivierte Ermordung unschuldiger oder verführter Kinder ansehen. Zu Hanau wurde 1681 ein Mägdelein von ohngefähr vierzehn Jahren, so verschiedene Feuer angelegt . . . verurtheilt, und selbigen erstlich der Kopf abgehauen und hernach verbrannt. Als 1749 die frommen Herren zu Regensburg wieder einmal, wie oft vor- und nachher, eine der Hexerei verdächtige Frau öffentlich verbrannten, begnügten sie sich nicht damit, sondern einem unschuldigen 14jährigen Mägden, welches diese Zauberei auch schon gelernt haben sollte, öffnete man die Adern, daß es sich zum Tode bluten mußte. Und in der Breslauer Gegend mordete man 1732 sogar öffentlich einen Säugling, weil er die Frucht einer Blutschande zwischen Vater und Tochter war. Die Eltern mußten vor ihrer eigenen Hinrichtung erst noch ansehen, wie dem Kinde öffentlich an der Gerichtsstatt beim Scheiterhaufen die Adern geöffnet, als aber das arme Kind nicht ersterben konnte, vermut-

lich, da die Adern wegen Zärtlichkeit (Zartheit) nicht recht kanten getroffen werden, und sich in keinem Blut mit erbärmlichen Winkeln und Weinen lange herumwelvele, hat endlich . . . der Rach-Richter mit seinem Schwerdt dem armen Kind durch das Hälzlein fahren und dasselbe also tödten müssen.

Im Berlin des frommen Friedrich Wilhelm I. von Preußen bestrafte man den Juden Hirsch, weil er einige königliche Palaien beleidigt hatte, mit öffentlicher Auspeitschung. Weil ihm der Schmerz „große Plüthe und schwehre Gottes-Lästerungen“ entpreßte, wurde ein neues Urteil gefällt, nach dem er „allhier vor der Stadt auf der gewöhnlichen Nicht-Stätte soldergestalt hingerrichtet worden, daß ihm zuvor die Zunge aus dem Halse geschnitten, solche 3mal aufs Maul geschlagen, und er darauf an den Galgen, die Zunge aber an seine linke Schulter gehendet worden“. Gotteslästerungen, von Juden verübt, waren bei der Justiz so unbeliebt, daß sie sogar an Toten noch gerächt wurden. Vielleicht wurden dieselben auch oft erdichtet, um die unvernünftige Menge zu einem Pogrom aufzustacheln, worauf folgender Bericht aus Celle (1699) schließen läßt: „Nachdem die Hochfürstliche Regierung vernommen, daß der Jud Jonas Meyer, indem er gestern gehendet worden, so erschrocklich Gott gelästert hat, ist selbiger heut wider (vom Galgen) heruntergenommen, und abermals vor das Hälz-Oricht geschleppt worden, allwo ihm das Urtheil von neuem gesprochen, daß ihm die Zung sollte auß dem Rachen geschnitten, und auff dem öffentlichen Markt verbrant. Das Nas aber seines Körpers bey den Füßen durch die Stat nach dem Galgen geschleift, und do selbst bey (an) den Füßen, und ein Hund neben ihm, aufgehungen werden. . . . Bey seiner Aufschleppung sieng der Böbel an, mit Steinen und Erden denen Juden die Fenster einzuwerffen.“

Ein Bauer, der vielleicht Hans Sachsens Nachmittagspiel vom Käiberbrüten gesehen oder wahrscheinlich ein etwas dummes Experiment versuchen wollte, wurde 1724 in der Gegend von Thorn öffentlich verbrant, weil er nichts anderes verbrochen, als „auf Storch und Gänse-Eyer gessen.“

Mörder wurden 1628 im deutschen Böhmen „hingericht, Niehmen aus ihnen ge-

schneiden, mit glühenden Zangen gerissen, die Finger und Leben abgeschritten, gepiekt, gebiertheit und gerädert". Die hohen Herren hatten dann die Gewissheit, daß der Verurteilte wirklich tot war. Aber im deutschen Mecklenburg richtete man noch 1692 einen Mörder und Brandstifter nicht weniger barbarisch: „Ihm wurde anfänglich mit glühenden Zangen das Feiste aus dem Leibe gerissen, das Herz um's Maul geschlagen, und hernacher gebiertheit. Die Stüder (Stüden) seynd an der Heer-Strassen aufgesteckt worden.“

Die Geistlichkeit sah zwar mit verkränkten Armen zu, wenn Fürsten und Adel den gemeinen Mann zu Tode quälten, aber wenn dieser aus Verzweiflung Hand an sich selber legte, verfiel er dem von der Kirche gelenkten Armen der Justiz. Noch 1786 berichtet man aus Oesterreich von einem jungen Selbstmörder, „der sich hier vor kurzem erhob, hat das Gericht zum Fenster hinunterwerfen, auf den Schinderlarren legen, und auf den Anger hinaus-schleifen lassen“.

Die Geburt eines unehelichen Kindes, bei den geistlichen und weltlichen Mächtigen häufig und selbstverständlich, wurde dem niederen Volke als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen hingestellt und zog neben kirchlichen und weltlichen Ehrenstrafen auch die soziale Achtung nach sich. Die uneheliche Mutter aus dem Volke wurde also mit der drohenden Geißel untüchtiger Schande häufig zum Kindesmorde getrieben. Aber dieser Zwang durch die gesellschaftlichen Anschauungen wurde bei der Strafzumessung nicht berücksichtigt. Die Todesstrafe traf sie unerbittlich, meist unter den grausamsten Begleitumständen. Im Jahre 1665 noch wurden sie „mit dem Pfahl hingerichtet, das Herz aus dem Leib gerissen und verbrandt, und (die Tote!) zum Spectacul gerad auf ihren Küssen stehend mit dicken Ketten veste gemacht“. In Halle wurde eine Kindesmörderin 1723 „nach eingeholten Urtheil und Recht gefädelt und ersäuffet.“ In Vohlsdorf um 1730 nach dem Henken am Galgen „nach ihrem Tode entblößet auf einer Horde durch die Stadt geschleiffet“. Wenn es nicht eine grundlose Beleidigung der Tiere enthielte, würde man die Mischung von kirchlichem Ritus und Justiz, der diese bedauerenswerten Opfer der Gesellschaft ausgesetzt wurden, viehisch nennen. Sie war leider nur zu menschlich. Man sehe das an dem folgenden Fall, der sich 1686 zu Celle ereignete: „Vor einigen Tagen wurde die bekandte Kindmörderin justifiziret (gerichtet), dieselbe lamentierte und schrye Ach und Weh über demjenigen, so sie zu solcher Tat verleitet, und forderte ihn vor Gottes Gerichte. Als nun der Scharfrichter die Todesfurcht an ihr gewahr wurde, sprach er ihr kräftig zu, sie möchte ihr (sich) nur Zeit nehmen, ihr Gebät zu verrichten, er wolte sie nicht überehlen, welches sie traunte, und ihr Gebät fortsetzte. Ehe sich aber jemand verjabe, schlug er ihr den Kopf im Gehen so glücklich herunter, welches wunderbarlich anzusehen war. Und schiene es gleichsam, als wenn der Leib selber darüber erstaunte, und nicht wußte, wie ihm geschähe, indem er noch eine gute Weile ohne Kopf bestehn blieb, ehe er zur Erden fiel, und sprüete in solchen Steben das Blut gleich einer Kunst-Wasser-öhre oben heraus. Endlich fiel er rücklings ganz steiff zur Erden, und ward von ihren umbitehenden Freunden begraben.“

Dem deutschen Kaiser Joseph II., dem

Sohn der Maria Theresia, mochte mit dem Herannahen des 19. Jahrhunderts das Pfählen, Rädern, Hängen, Verbrennen und Vierteilen nicht mehr ganz zeitgemäß erscheinen. Er führte als härteste Abschreckungsstrafe das Schiffziehen an der Donau ein. Die Verurteilten mußten, am Ufer wandernd, die schweren Transportschiffe die Donau auf- und abwärtsziehen. Sie trugen vom Hals herniederhängend Ketten, die an den Füßen angeschlossen wurden, nächstigten nachts meist im Freien und bekamen täglich 4 Kreuzer zur Verköstigung, ausreichend für Wasser und Brot. Sie brauchten die Strafen meist nicht voll abzuhüben, da sie häufig vorher starben. Joseph II. war den Klerikern und Juristen verhaßt, weil sie fürchteten, daß seine Mildertung der Justiz ihre Autorität untergrabe. Aber wie sah diese Milde aus? In Graz hatte 1786 ein Wahnsinniger sechs Menschen umgebracht und ihre Herzen gegessen in der abergläubischen Meinung, er würde dadurch Glück im Spiele bekommen, sich unsichtbar machen und verborgene Schätze entdecken können. Nach dem Gerichtsurteil sollte er lebend mit glühenden Zangen gezwört und drei Riemen aus seiner Haut geschnitten, danach sollte er enthauptet und schließlich

verbrannt werden. Der Kaiser milderte diese Strafe dahin ab, „daß der Verbrecher drei Tage auf der Schandbühne aufgesetzt, nachher auf beiden Baden gebrandmarkt, und 3 Tage nach einander jedesmal 100 Prügel bekommen sollte. Wenn er diese Strafe überlebte, alsdann soll er auf seine übrigen Lebenstage kreuzweise geschlossen, in ein unterirdisches Loch gesteckt, und jährlich nur einmal herausgezogen werden, um 100 Prügel zu erhalten.“

Und von dieser zweifelhaften Art sind viele „Milderungen“ gewesen, die in den letzten hundert Jahren in der Justiz eingeführt wurden. In Wirklichkeit ist sie immer noch grausamer als die Justiz des Mittelalters. Romantisch wurde die Folter abgeschafft, aber in unsern Strafanstalten brechen immer noch Häftlinge zusammen, geistig und häufig auch körperlich — unter Verhältnissen, die nichts anderes als Folter sind. Noch gibt es in Deutschland einen Strafvollzug, der einer langsamen Todesstrafe gleichkommt, noch gibt es Verurteilte, die von dem Spruche im Gerichtssaale bis zu ihrer Todesstunde das unsagbare Grauen durchmachen müssen, das eine zur bestimmten Stunde festgelegte legale Ermordung ihnen auferlegt.

Herbstlied eines Chinesen.

Von Hoffmann v. Fallersleben.

Wir sind nicht reif?
Das ist das Lied, das sie gejunget haben
Jahrhunderte lang uns armen Weissenaben,
womit sie uns noch immer beschwichten,
des Volkes Hoffen immer vernichten,
den Sinn der Bessern immer betören
und uns're Zukunft immer zerstören.

Wir sind nicht reif?
Reif sind wir immer, reif zum Stüd auf
Erden,
wir sollen glücklicher und besser werden.
Reif sind wir, uns're Leiden zu klagen,
reif sind wir, euch nicht mehr zu erragen,
reif, für die Freiheit alles zu wagen.

56 Millionen Lichtjahre.

Es war lange eine Streitfrage der Astronomen, ob das Weltall mit der Milchstraße sein Ende erreicht, das heißt, ob alle am Himmel sichtbaren Objekte — Sterne, Sternhaufen, Spiralnebel und Nebelflecke — zum System der Milchstraße gehören, oder ob es in den Tiefen des Welttraums noch mehrere solcher Milchstraßensysteme gibt. In den letzten Jahren ist man aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß die zweite Auffassung zu Recht besteht. Unser Milchstraßensystem bildet nach dieser Auffassung nur eine kleine Insel in einer Unendlichkeit gleichartiger Weltsysteme. So hat der Gedanke des Astronomen Lambert recht behalten, der schon 1760 das Bild eines unendlichen Universums mit einer Vielzahl von „Milchstraßen“ entwarf, die sich zu einem System höherer Ordnung vereinigen, das mit anderen gleichen Systemen wieder ein System dritter Ordnung bildet und so fort. Die Aufgabe war nun, diese fremden Welten zu entdecken. Den älteren Astronomen mit ihren primitiven Instrumenten war das nicht möglich; denn nur durch die stärksten, vollkommensten Instrumente und subtilsten Rechnungs- und Beobachtungsmethoden läßt sich entscheiden, ob ein Nebelfleck in Milchstraßen-Entfernung steht oder weit außerhalb dieses Systems seine unendlichen Kreise zieht. Unmittelbare Beobachtung mit Fernrohr und Spektral-

apparat, Photographie und Analogieschiffe mußten zusammenarbeiten, um hier einigermaßen feste Ergebnisse zu gewinnen.

Schon lange waren dem Astronomen die Spiralnebel verdächtige Objekte, von denen man annahm, daß sie unserer Welt gleichende Systeme seien. Man kann sagen, daß diese Annahme jetzt so gut wie bewiesen ist. In der Tat handelt es sich bei den Spiralnebeln, von denen man jetzt mindestens eine Million kennt, um Weltsysteme weit außerhalb unseres Milchstraßensystems. Eine ganz ausführliche und zuverlässige Untersuchung über dieses Problem ist kürzlich von dem schwedischen Astronomen Anni Lundmark veröffentlicht worden, der auf verschiedenen Wegen übereinstimmende Werte für die Entfernung einiger der größten und lichtstärksten Nebel gefunden hat. Sie übertreffen weit die Ausmaße unseres eigenen Weltsystems. Die Entfernung des schon dem bloßen Auge als verwahrlohter Fleck sichtbaren Spiralnebels in der Andromeda z. B. schätzt Lundmark auf eine bis anderthalb Millionen Lichtjahre (zu je etwa 18 Millionen Kilometer). Ein Nebel im Triangel hat ungefähr den gleichen Abstand, ein drittes, kugelförmiges, teleskopisches Objekt ist 8 Millionen Lichtjahre von uns entfernt. Den Rekord hält aber ein bekannter Nebel in der Jungfrau, der wegen des eigentümlichen dunklen Randes, der ihn umgibt, und der uns einen Teil des spiralförmigen Kernes verbirgt, oft abgebildet wird. Nach Lundmark beträgt die Entfernung dieses Nebels von uns nicht weniger als 56 Millionen Lichtjahre, der Durchmesser des Nebels 100.000 Lichtjahre, und seine Gesamtmasse ist dreißigmilliardenmal so groß wie die Sonnenmasse. In solchen unsagbaren Entfernungen war die astronomische Forschung bisher nicht einmal annähernd gekommen; eine Distanz von etwa 700.000 Lichtjahren galt noch vor kurzem als die äußerste Grenze, bis zu der die Forschung den unendlichen Weltraum visionell und rechnerisch zu durchdringen vermochte.

Die Größenverhältnisse dieser fremden Welt stimmen aber nach der Schätzung Lundmarks mit der unseres eigenen System, eben dem unserer Milchstraße, überein. Und auch die Entfernung entspricht den Forderungen, die der Mathematiker Charlier im Anschluß an die Hypothese von Lambert aufgestellt hat.

Die Philosophie des Landstreichers.

Von Paul Keller.

Unlängst habe ich einen jungen Menschen kennen gelernt, der ja eigentlich nur ein gewöhnlicher Vagabund und Bettelmann war, der aber durch die Bewußtheit, mit der er seine soziale Gesinnung bestätigte, und durch die Konsequenz, mit der er sie durchführte, sich doch weit über das Niveau bloßen Landstreichertums erhob und in die Welt praktischer Lebensphilosophie hineinragte.

„Ich besitze nichts,“ sagte dieser Mann, „und ich arbeite nichts. Ich lege eine Ehre daran, die einzige, die ich besitze, den Beweis zu erbringen, daß man dennoch leben kann.“ Ich lächelte ahnungsvoll.

„O nein,“ wehrte der Mann ab. „Unter diesen Worten ist nicht zu verstehen, daß ich bettelle und stehle. Ich will nicht sagen, daß moralische Bedenken mich davon abhalten, wohl aber meine Faulheit und meine Neugierlichkeit. Ich scheue nichts so sehr wie die Betätigung, vor allem wenn sie mit Aufregung verbunden ist, und ich fürchte nichts so sehr wie die Unfreiheit, am meisten aber die Gefängnisse.“

„So erbeteln Sie sich Ihr Geld?“ war ich ein. „Nur leuchtet mir nicht ein, inwiefern diese Art der Existenzführung Ihrer Sehnsucht nach Bequemlichkeit sonderlich entgegenkommen könnte. Sie müssen an Hunderten von Türen pochen, müssen treppauf und treppab gehen, und wieviel Tage wird Ihr Arbeitskalender aufzuweisen haben, die nur überaus dürftige Erträge liefern.“

„Meinen einzigen,“ sagte der Mann fast begeistert, „der mir nicht das gebracht hätte, was ich von ihm forderte. Ich weiß wohl, es gibt Bettler, die das Betteln als Beschäftigung auffassen, die einen zuweilen gar nicht so unehrbringlichen Beruf daraus machen. Was sind das für lächerliche Geistes! Wie verbürgerlicht sind sie, wie angegriffen von Kaufmannsgesinnung! Was haben die noch mit der herrlichen Vagabundage zu tun! Meine Rechnung ist einfach und nüchtern: Ich brauche tagsüber eine Tasse Morgenkaffee, eine Schüssel Mittagessen, ein paar Abendbrotstücken und ein Nachtlager. Das Nachtlager und den Kaffee beziehe ich von den Herbergen. Ich brauche dafür 35 und 5 Pfennig; sind 40 Pfennig. Das sind aber auch die einzigen Bedürfnisse, die ich benötige. Es ist eine Kleinigkeit, diesen Betrag zusammenzubekommen. Selten nimmt mich sein Erwerb länger als höchstens zwei Stunden in Anspruch, oft nur eine halbe. Ist er in meinen Händen, so ist der Hauptteil meines Tagewerks vollbracht. Ich denke dann nicht mehr daran, einen Pfennig Geld von einem Menschen zu verlangen. Ich brauche es nicht. Es nützt mir nichts. Ich habe kein Interesse an ihm. Ich gehe dann spazieren. Ich bummle herum. Ich trödele. Bis zur Mittagszeit. Dann lasse ich mich beköstigen. Ist es schon gar nicht so mühselig, eine kleine Summe Geldes geschenkt zu bekommen, so ist es noch viel leichter, zu einem Teller Essen zu gelangen. Auch das Abendbrot macht mir keine Sorge. Ich habe für die Menschen nicht viel übrig. Ich halte sie für die lächerlichen Clowns ihrer eingebildeten und androßigsten Bedürfnisse, für die verkümmerten Knechte ihres Geistes in großen Dingen. Aber ich muß ihnen zugute halten, daß sie in den kleinen Dingen, die ich von ihnen begehre, gar nicht so knauserig sind. Von ihrer Bereitwilligkeit, eine Schüssel Suppe und ein beschnitztes Brot zu verschicken, kann eine Armee von Bettlern leben.“

„Sie müssen essen, was Sie bekommen,“ sagte ich. „Sie müssen mit dem Bettel vorlieb nehmen, das Ihnen angewiesen wird. Wie läg-

lich ist es um Ihre so gerühmte Freiheit bestellt, wenn Sie nicht einmal die Freiheit der Entschliebung in bezug auf die Wahl Ihrer Nahrung und Ihres Nachtlagers besitzen.“

„Ich esse, um satt zu werden, und schlafe, um ausgeruht zu sein“, erwiderte der seltsame Mann. „Ich bin in diesen Dingen nicht verwöhnt. Sie interessieren mich nicht. Aber bedenken Sie, was ich eintausche: Unendliche Freiheit. . . Befreit sein von Tausenden, Zehntausenden von Sorgen, die den Bürger drücken: von der Sorge, die Steuern, die Miete, das Licht, die Heizung, die Gehälter, das Telephon nicht zahlen zu können, von der Sorge, im Geschäft etwas nicht richtig zu machen, die Gunst des Chefs oder die der Kundschaft zu verschmerzen, bei den Kollegen in Mißkredit zu geraten, ausgesperrt oder bestreift zu werden, keine neue Stelle zu finden, sich von der Konkurrenz erdrücken lassen zu müssen. Mein Tag ist frei. Er gehört mir ganz allein. Ich habe immer Ferien. Ich bin immer auf Urlaub. Ich muß nie ins Geschäft, habe nie Briefe zu schreiben, habe keine Pflichten zu erfüllen, keine Aufgaben zu bewältigen, brauche mich um nichts zu kümmern. Ist der Gedanke nicht herrlich, keinen Beruf zu haben, an Bureaustunden nicht gebunden zu sein, von früh bis abends träge sein zu können! Ich bin auch an keinen Raum gebunden. Herbergen und Heberbleibsel vom Mittagessen gibt's überall in Europa.“

„Aber Ihre Sonderwünsche“, sagte ich. „Sie wollen nie ein Buch lesen, nie in ein Kino gehen, nie ein Glas Bier trinken?“

„Gelegentlich“, sagte der Bettler geringschäßig. „Dann bettelle ich eben einmal zwei oder drei Stunden länger. Aber nur ganz selten scheint es mir von Vorteil zu sein, die Mühe, die ich für den Erwerb des Geldes aufbringen muß, gegen solch ein Vergnügen einzutauschen. Darin ist ja eben mein Fanatismus für die Losgelöstheit von allen Bindungen begründet, daß ich mir keine Arbeit denken kann, deren Ertragnis so lustbereitend ist, wie die Mühe unlustbereitend ist, die für sie aufgebracht werden muß. Es ist schöner, sich in einer großen Wohnung als in einer Höhle anzuhalten. Aber ich halte es für vernünftiger, in einer Höhle zu hausen, als sich mit den Lasten zu beschäftigen, die mit dem Erwerb und der Erhaltung einer großen Wohnung verbunden sind. Da wird irgendeine große Maschine gebaut. Um die Maschine bauen zu können, müssen andere, kleinere Maschinen in Betrieb genommen werden, die die Bestandteile der großen Maschine liefern. Die große Maschine und die kleinen müssen in Häusern stehen, deren Rohstoff mit Hilfe von Maschinen zubereitet wird, zu deren Herstellung andere Maschinen benötigt werden, die in Häusern stehen. Um der großen und um der kleinen Maschinen willen müssen Hunderte von Kontobüchern geführt werden, die unter Benützung von Maschinen hergestellt werden, für die Häuser nötig sind. Wo fängt das an? Wo hört das auf? Die große Maschine aber löst lediglich die Aufgabe, Rilllinien von Druckknöpfen pro Tag auszuspeien. Ich verzichte auf die Druckknöpfe und befreie damit Tausende von Bauern, Tapezierern, Zimmerleuten, Fabrikarbeitern und Bureauangestellten aus der Tiefe ihrer dunklen Zimmer, aus ihrer Geschäftigkeit und Hast heraus in die Weite des Lichts, in Ruhe und Beschaulichkeit.“

Ich mußte die Unterhaltung abbrechen. Mich rief die Arbeit. Der Bettelmann lächelte.

O, würde er erst erfahren haben, daß es Ränge gibt, die die Gedankengänge von Philosophen seines Schlages zu Papier bringen, statt sich ihrer zu bedienen, er würde aus dem Kopfschütteln nicht herauskommen.

Bei den Pygmäen von Neuguinea.

Die Untersuchungen, die man über die Pygmäen (Zwergvölker) angestellt hat, haben ergeben, daß sie in früheren Zeiten in den verschiedensten Gegenden vorgekommen sein müssen. Auf Sizilien und Sardinien hat man Spuren von ihnen gefunden, und zu Beginn dieses Jahrhunderts wurden bei Schaffhausen Skelette ausgegraben, die nach Ansicht der Gelehrten von europäischen Pygmäen aus dem Neolithikum (jüngere Steinzeit) herrührten. Desgleichen fand man nicht nur in Afrika, sondern auch in Asien und Ozeanien Zeugnisse dieser merkwürdigen Menschen. Schon im Jahre 1910 hatte eine von der British Ornithologists Union ausgesandte Expedition in Hollandisch-Neu-Guinea Pygmäen entdeckt, sich aber nicht näher damit befaßt, da sie zu Studien der Vogelwelt ins Land gekommen war. Holländische Forscher haben neuerdings das Gebiet durchstreift und entwerfen von ihrem Erlebnissen in holländischen Blättern einen anschaulichen Bericht. Sie waren zur Untersuchung der Bodenschätze in eine Berggegend gekommen, und bezogen an einer Waldlichtung ihr Lager. Es wehte eine frische Südentlust, die die Reisenden zwang, während der Nacht ein großes Feuer zu unterhalten. Die schwarzen Träger schliefen am Rand eines Bergbaches; sie suchten mehr als sonst die Nähe der weißen Führer auf; offensichtlich empfanden sie Unruhe.

„Mitten in der Nacht,“ so heißt es in dem Bericht des Führers der Expedition, „wachte ich plötzlich auf und sah in den Blättern des Baumes, unter dem ich schlief, ein schwarzes Gesicht teuflisch grinsen; im Widerschein des brennenden Feuers schien es mir wie ein abscheuliches Gespenst. Ich glaubte geträumt zu haben, und legte mich auf die andere Seite, um wieder einzuschlafen. Da plötzlich fuhr neben mir ein Pfeil in den Boden. Augenblicklich erhob ich mich, um zu sehen, was es gäbe, als ich auch schon einen Kameraden rufen hörte: „Hinüber auf die andere Seite des Baches! Die Bäume sind voller Affen; sie wollen angreifen!“ Wir folgten diesem Rat. Bald bemerkten wir, daß wir es mit Pygmäen zu tun hatten, und während wir den Tag erwarteten, hielten wir Kriegsrat, wie wir uns gegen diese Angreifer verteidigen sollten. Es wurde hell. Zu Tausenden, dann zu Hunderten sahen wir die kleinen Wesen von den Bäumen herabklettern und sich uns nähern, wobei sie durch Gebärden zu erkennen gaben, daß sie nichts Böses im Schilde führten. Sie waren außerordentlich klein von Gestalt. Die Längsten unter ihnen maßen höchstens 1,20 Meter. Ihr Körper war mit langen Haaren bedeckt, was meinen Kameraden zur Annahme verleitet hatte, es mit Affen zu tun zu haben. Wir tauschten Höflichkeiten aus, gaben unseren neuen Freunden ein Morgenkonzert und verließen sie mit Tabak, einer Schachtel Streichhölzer und einigen anderen Kleinigkeiten, wovon sie sichtlich entzückt waren. Man unterhielt sich mit Zeichen und Gebärden so gut es ging, und schließlich luden uns die Zwerge ein, sie in ihrem Dorf zu besuchen. Wir gingen mit und fielen von einem Entzücken ins andere. Wir befanden uns plötzlich in einer Gegend außerordentlichlicher Schönheit. Herrliche Vögel mit leuchtendem Gefieder sangen in den Zweigen; einige Arten davon waren uns noch völlig unbekannt. Dann mußten wir durch das Gebiet eines schwarzen Stammes marschie-

ten, der im Gegensatz zu unseren Gastfreunden aus wahren Riesen bestand. Unser Trupp machte Halt. Eine Pygmäengemeinschaft sprach bei dem Häuptling des Stammes vor, bei dem offensichtlich dem Kannibalismus getilgt wurde, und erwirkte von ihm freies Geleit für uns. Schließlich kamen wir in das Pygmäendorf. Auf dem Platz vor der Hütte des Häuptlings, die, wie die übrigen Behausungen der Zwerge, sehr niedrig war, wälzten sich Schweine im Schmutz. Zu unserer Bewunderung bekamen wir unter dem herbeiströmenden Volk keine einzige Frau zu Gesicht. Wir erkundigten uns nach dem Grund und erfuhren, daß die Frauen in den Hütten waren, und daß es ihnen verboten ist, fremde Männer zu sehen. Wir blieben mehrere Tage als Gäste bei den Zwergen und wurden aufs freundlichste behandelt. Beim Abschied überhäufte man uns mit Geschenken. Auf die Frage nach ihrer Herkunft antworteten uns die Pygmäen, daß sie seit vielen Jahren in dieser Gegend wohnen, und daß sie aus einem Sonnenland mit vielen Früchten dorthin gekommen seien."

Der glücklichste Tag ihres Lebens.

Eine englische Zeitschrift bringt auf Grund einer Umfrage und früherer Neußerungen von hervorragenden Männern eine Zusammenstellung, welchen Tag die Männer für den glücklichsten Tag ihres Lebens hielten. Recht charakteristisch für Bernard Shaw ist die Antwort, die er der Zeitung gab. Sie lautete: „Wenn der glücklichste Tag meines Lebens bereits der Vergangenheit angehören würde, dann würde es sehr schlimm bestellt sein. Ich bin davon fest überzeugt, daß mir dieser Tag noch bevorsteht und hoffe, daß ich ihn vielleicht noch erleben werde.“ Tolstoi hat einmal darauf hingewiesen, daß er einen besonders bemerkenswerten glücklichen Tag nicht gehabt habe. „Ich glaube“, fügt er hinzu, „daß der Mensch den Tag als seinen glücklichsten bezeichnen kann, an dem er seine geistige Aufklärung oder seine seelische Erhebung verspürt.“ Auch diese Neußerung ist für Tolstoi bezeichnend. Gabriele d'Annunzio hat es sich nicht nehmen lassen, als den glücklichsten Tag seines Lebens ein politisches Ereignis zu bezeichnen, nämlich den Tag, an dem Italien siegreich aus dem Weltkrieg hervorging. Der berühmte Gelehrte Rutherford, dem es zuerst gelang, ein Atom zu zertrümmern, erklärte, daß die Möglichkeit, in das Innere der Materie einzudringen, etwas so Erhabenes für ihn gewesen sei, daß er in diesem Augenblick wohl das größte Glücksgefühl empfunden habe, wenn man überhaupt imstande sei, die Größe des Glücksgefühls abzumessen. Rutherford ist der Anschauung, daß ein Mensch nicht die Möglichkeit besitze, rückblickend auf viele Jahre den Augenblick zu erfassen oder innerlich festzulegen, an dem er sich am glücklichsten gefühlt habe. Glück habe die Besondere und wunderbare Eigenschaft, daß der Mensch immer glaube, in dem Augenblicke am glücklichsten zu sein, wenn er sich überhaupt glücklich fühle. Man kann also dann von dem größten Glück sprechen, wenn man tatsächlich aus diesem Augenblick des Glücksgefühls die Lieberzeugung gewinnt, daß es sich auch um ein würdiges Objekt gehandelt habe. Nach dieser sehr feinen philosophischen Definition erklärte er dann, daß der würdigste Augenblick, in dem er sich glücklich fühlte, der gewesen sei, als er zum ersten Male ein Determinatum zu zertrümmern vermochte. Lloyd George erwiderte recht melancholisch: „Welches der glücklichste Tag meines Lebens gewesen ist, weiß ich nicht."

Vielleicht ist es der Tag meiner Geburt gewesen, vielleicht der Tag meines Todes.“ Dostojewski soll nach einer Mitteilung der Zeitschrift einmal eine Neußerung getan haben, daß der Mensch im Leben überhaupt nicht einen glücklichsten Tag haben könne, sondern nur einen verhältnismäßig wenig unglücklichen Tag. Glücklich sei der Mensch erst — darin trifft er mit Lloyd George überein — wenn er das Leben überwunden habe.

Merlei.

Ein Baum, der verschiedene Früchte trägt. Der Baum, der die merkwürdige Eigenschaft besitzt, zu gleicher Zeit verschiedenartige Früchte hervorzubringen zu können, gehört zu den im südlichen Europa vorkommenden Bäumen der Gattung Citrus, zu der auch die Orangen- und Zitronenbäume zählen, und ist also mit diesen nahe verwandt. Kommt es nun zur Fruchtzeit, so kann man von diesem Baum, den die Botaniker als sogenannten „Bizarrie“ bezeichnen, zum Teil Orangen, zum anderen Teil Zitronen und gleichzeitig auch Limonen ernten. Oder er trägt Früchte, deren Inneres teils als Orangen und teils als Zitronen ausgebildet ist. In selteneren Fällen hat man aber auch an diesen Bäumen Früchte beobachtet, die zu gleicher Zeit die Merkmale von fünf anderen ihnen verwandten Fruchtarten aufweisen, jener saueren Orangen und Zitronen, die der Italiener Agami nennt. Auf welche Weise diese ungleichartigen Früchte entstehen, hat sich bis jetzt noch nicht mit Sicherheit feststellen lassen obwohl man annehmen kann, daß die Fruchtbildung in diesem Falle durch Vermischung mit anderen Arten erfolgte. Außer den genannten Bizarrien gibt es indes auch andere Bäume, die gleichzeitig Orangen und Zitronen tragen. Auch sie dürften ihre Entstehung einer Kreuzung zwischen Orangen- und Zitronenbaum verdanken.

Eine Geschichte des Löffels. Unter dem Titel „Alte englische Silberlöffel“ hat ein englischer Löffelsammler Norman Gost eine Geschichte des englischen Löffels veröffentlicht, die bis in die frühesten Zeiten zurückreicht. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß schon der heilige Dunstan, der Erzbischof von Canterbury, eine Fabrik zu Gosportbury unterhielt, in der goldene und silberne Löffel angefertigt wurden. Auch König Alfred der Große soll persönlich Modelle für Silberlöffel entworfen haben. Der älteste erhaltene Silberlöffel ist der sogenannte „Kronungslöffel“, der sich im Tower befindet. Gost besitzt selbst die größte Sammlung alter englischer Löffel, die bisher zusammengebracht wurde. 200 berühmte Beispiele der Löffelkunst sind abgebildet. Wie hoch solche Stücke bezahlt werden, zeigt eine kürzlich erfolgte Versteigerung bei Christus, auf der ein silberner Löffel des 15. Jahrhunderts für 2100 Mark zugeschlagen wurde.

Aus der Geschichte des Gummis. Sir Henry Wicham, der Vater des Plantagenummis, erzählte dieser Tage in der Londoner Presse die Geschichte der Entstehung der malayischen Gummipflanzungen. Er ist der Mann, der vor 50 Jahren die ersten Gummibaumstämme aus den Wäldern des Amazonasstroms nach den malayischen Staaten brachte. Er mußte etwa 70.000 Samen, die er mit Hilfe von Eingeborenen gesammelt hatte, auf Schmutzelnwegen an Bord bringen, da die Ausfuhr streng verboten war. Von diesem Schmutzelntransport stammt die ganze jetzige Gummiiudustrie auf den südindischen Inseln mit einem Kapital von etwa 100 Millionen Pfund Sterling.

Weiteres.

„Gut gebrüllt!“ Ein bayrisches Bäuerlein fährt zur Stadt, seine Frau hat ihm eine Menge Aufträge und Einkäufe zur Erledigung anvertraut. Zunächst besorgt sich Freund Bachhuber einen gehörigen Kauf. Infolgedessen gerät er — statt in den Kolonialwarenladen — in das nebenan liegende Bezirksamt, und zwar stolpert er in das Bureau des Herrn Oberamtmannes. Statt sich zu entschuldigen, fragt er so recht dämlich: „Was wird denn hier eigentlich verkauft?“ Kergerlich über des Betrunkenen Benehmen erwidert der Amtmann: „Schafsköpfe!“ Hierauf sagt das Bäuerlein bedächtig: „Donnerwetter! Hier muß das Geschäft gut gehen, daß nur ein einziger übrig geblieben ist.“

Friede auf Erden. Ein Industriearbeiter zieht Weihnachten die Bilanz. Er sagt zu seiner Frau: „Unser Vermögen dürfte während des Krieges und nach dem Kriege auf zwanzig Millionen Goldmark angewachsen sein.“ worauf sie erwidert: „Wenn alle so tüchtig gewesen wären, könnte die Menschheit jetzt wirklich sagen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Das Verkehrsproblem. „Es ist nicht genug Platz für die Automobile vorhanden! Die Bürgersteige müssen entfernt werden!“ — „Und was soll aus den Fußgängern werden?“ — „Sehr einfach! Sie sollen sich ein Auto kaufen!“

Der Portier kommt die Miere einzufressen. Das kleine Trübschen öffnet: „Die Mama hat vergessen, das Geld rauszulegen.“ — „So, woher weißt du das?“ — „Das hat sie mir gesagt, ehe sie wegging.“

Rätsel-Gate.

Silbenrätsel.

ä a l a n g a r b e b e i d c a t i b e l n d e n d e r
 d u e e e n g e r g e u s h o h o i r r i s t e r l a n d
 l i l i c h t l i n g l e t m e n a n a n e i n i e n i l n o n o
 n u o h r a r a r a r e n r i s c h i e r s t a n h e t o t e t e
 t e c h t e n t e r t o t o s t r i t r i u w a l d w i n . —
 Aus diesen Silben bilde man 24 Wörter folgender Bedeutung: 1. Kaufmännische Gewichtsbezeichnung; 2. Vogel; 3. altgriechischer König; 4. Schweizer Konton; 5. Längenmaß; 6. männlicher Vorname; 7. Gipsflanze; 8. Erbsenung in sumpfigen Gegenden; 9. Wehlweisse; 10. bekanntes Neuschwäbisch; 11. Stadt in Schlesiens; 12. biblischer Volksstamm; 13. Stadt in Ostafrika; 14. Wagnerische Opernszene; 15. Inbegriff der künstlerischen Tätigkeit und Handfertigkeit; 16. Stadt in Preußen; 17. Oper; 18. europäisches Königreich; 19. rheinisches Gebirge; 20. religiöse katholische Handlung; 21. Fluß in China; 22. musikalisches Zeichen; 23. Beruf; 24. Fluß in Italien. Die ersten und dritten Buchstaben dieser Wörter nacheinander von oben nach unten gelesen ergeben ein merkwürdiges Zitat.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel. Wagrecht: 1. Rot; 3. Die; 6. Ur; 8. Ar; 9. Ate; 11. prell; 13. Mai; 15. Ob; 17. Li; 18. Gab; 19. Sen; 20. Ur; 22. Od; 23. Gut; 24. Lampe. — Senkrecht: 1. Mut; 2. er; 4. Ia; 5. E; 7. Staat; 9. Arm; 10. Elk; 12. Moquit; 14. Linde; 16. Bar; 17. Leo; 21. Num; 23. Pa.